



Weitere Werke der Autorin:

- »Liebe und andere Fettnäpfchen«
- »Das Handy in der Hummersuppe oder ein harter Job für die Liebe«
- »Amor's Five: Himmelreich mit kleinen Fehlern«
- »Die Liebe ist (k)ein Basketballspiel – Band 1: Jump Ball«
- »Die Liebe ist (k)ein Basketballspiel – Band 2: Overtime«
- »Die Liebe ist (k)ein Basketballspiel – Sonderedition: Jump Ball & Overtime«
- »Regie führt nur die Liebe«
- »Eine Schildkröte macht noch keine Liebe«
- »Du. Für immer.«
- »Mit Ski, Charme und Pinguin«
- »Wir. Für immer.«
- »Winter, Liebe und ein Wiesel«

Copyright © 2018 by Emma Wagner

Lektorat: Sabine Dreyer, [www.tat-worte.de](http://www.tat-worte.de)

Korrektur: Jil Aimée Bayer, [www.jil-aimée.com](http://www.jil-aimée.com)

Buchsatz: Corinna Rindlisbacher, [www.ebookks.de](http://www.ebookks.de)

Umschlaggestaltung: Buchgewand Covergestaltung, [www.buch-gewand.de](http://www.buch-gewand.de)

Verwendete Grafiken/Fotos:

© Casther / fotolia

© blackdogvfx – depositphotos.com

© 3dart – depositphotos.com

© imagebrokermicrostock – depositphotos.com

© blanaru – depositphotos.com

© frenta – depositphotos.com

© Nik\_Merkulov – depositphotos.com

© Pakhnyushchyy – depositphotos.com

© Mrs.Moon / shutterstock

© chrisontour84 / shutterstock

© Leah Kennedy / shutterstock

© Alta Pretorius / shutterstock

© pimchawee / shutterstock

Emma Wagner

Bachstraße 14

69121 Heidelberg

[email@emma-wagner.de](mailto:email@emma-wagner.de)

[www.emma-wagner.de](http://www.emma-wagner.de)

Besucht mich auf Facebook:

[www.facebook.com/AutorinEmmaWagner](http://www.facebook.com/AutorinEmmaWagner)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin.

*Dein.  
Für immer.*

*Emma Wagner*



**Life is like tango:  
sad, sensual, sexy, violent and quiet.**

– Verfasser unbekannt –



# Prolog

*März 2018*

*Ben*

Ich sterbe.

Glaube ich.

Nein, hoffe ich. Dann würde nämlich auch das entsetzliche Scheppern enden, das meinen Kopf beinahe sprengt.

Endlich erwischt meine umhertastende Hand das Smartphone. Leider nur für einen Moment, bevor ich es versehentlich vom Nachttisch fege und es auf dem Boden weiter mit seinem Klingeln meinen Schädel zum Platzen zu bringen versucht. »Scheiße!«

»Hm?«, murmelt eine Stimme.

Notgedrungen öffne ich die Augen, und mein Blick fällt auf einen wohlgeformten Hintern, angenehmerweise nackt. Noch angenehmer wäre es sicherlich, wenn ich wüsste, wem er gehört und wo ich überhaupt bin, allerdings versteckt sich die letzte Nacht irgendwo in einer Nebelwolke in meinem Kopf. Doch da der Anrufer



immer noch keine Ruhe gibt, muss ich die Beantwortung dieser ohnehin nicht sonderlich interessanten Frage vertragen.

»Was issn los?«, nuschle ich, als ich endlich das Handy unter dem Bett hervorgezogen habe.

»Ben?«

Schlagartig bin ich wach. Ich hätte aufs Display sehen sollen, verdammt. »Verpiss dich, Markus!«

»Dir auch einen guten Abend.«

»Was willst du?«

»Dir einen Job anbieten.«

»Verarschen kann ich mich selbst.«

»Hey, ich hab dich immer unterstützt.«

»Einen Scheiß hast du. Fallen lassen hast du mich wie eine heiße Kartoffel!«

»Aber äußert ungern, okay?«

»Du glaubst ja gar nicht, wie leid du mir tust.«

»Ich musste einer Menge Leute den Arsch retten!«

»Allen voran dir selbst.«

»Du weißt, dass ich keine andere Möglichkeit hatte. Und dass es mir wirklich wehgetan hat ...«

»Garantiert nicht so sehr wie mir, glaub mir.«

»Immerhin bist du fast wie ein Sohn für mich. Ich habe mich doch nun wirklich schon zigmal entschuldigt und auch versucht, dir zu helfen, aber du hast nie auf meine Nachrichten geantwortet.«

Ich schnaufe abfällig. »Also, was willst du?«

»Wie ich schon sagte, ich habe 'nen Job.«

Ich runzle die Stirn, stemme mich vom Bett hoch und schlurfe ins Bad und zum Waschbecken.

»Ben? Bist du noch dran?«



Einige Atemzüge lang stiere ich in den Spiegel, bis mir klar wird, dass der Typ mit den Augenringen, dem wirren Haar und den seit Tagen unrasierten Wangen tatsächlich ich bin. »Verdammt, siehst du scheiße aus.«

»Wie bitte?«, tönt es pikiert aus dem Handy.

»Vergiss es.« Ich hole tief Luft. »Ich will deinen Job nicht.«

Mit der linken Hand drehe ich den Hahn auf, spritze mir kaltes Wasser ins Gesicht.

»Was hast du zu verlieren?«

Ich schließe die Augen, das Wasser läuft. Wie immer ist Markus Weltmeister darin, den Finger in die Wunde zu legen. Die Antwort lautet nämlich: nichts. Ich habe bereits alles verloren. Mit einem Ruck drehe ich den Hahn wieder zu. »Warum ich?«

»Weil du sehr ... hm ... eigenwillige Methoden hast.«

Müde fahre ich mir mit der Hand durchs Gesicht und gehe aus dem Bad über den kleinen Flur in die Küche. »Waren diese ›eigenwilligen Methoden‹ nicht genau der Grund, aus dem du mir gekündigt hast?«

»Aus dem ich dir kündigen musste. Du weißt schon, der Vorstand und so. Aber diese Sache hier ist so was von heiß! Wenn du die für mich an Land ziehst, hast du deinen Job wieder!«

»Im Klartext ...« Ich öffne die Tür zum Kühlschrank. Ein paar Würstchen, zwei Dosen Bier. Ansonsten ist er leer. Das perfekte Abbild meines Lebens. Ich seufze, greife mir eine Dose und drücke die Tür wieder zu. »Du bist dir nicht sicher, ob an der Story was dran ist, und falls sie sich als Ente erweist, willst du nicht deinen Kopf dafür hinhalten müssen, wenn die Ergebnisse mit



»eigenwilligen Methoden« zustande gekommen sind. Aber wenn du recht hast, willst du die Lorbeeren kasieren.«

»Du würdest deine Reputation wiedererhalten. Außerdem müsste dir eine saftige Prämie doch gerade recht kommen. Ich habe gehört, du hast ein bisschen was an Anwaltskosten zu zahlen.«

Ich verziehe das Gesicht, gehe zurück ins Schlafzimmer. »Und ich habe gehört, die Stelle des leitenden Redakteurs steht zur Debatte.«

Schweigen am anderen Ende, dann ein Räuspern. »Jan ist der aussichtsreichste Kandidat für den Posten.«

Ich schnaufe verächtlich. »Scheint dir ja sehr wichtig zu sein, deine Story.«

»Na schön, pass auf: Jan ist ebenfalls an einer Story mit Potenzial dran. Schau zu, dass du die bessere lieferst, und zwar schnell. Mit dieser Sache und meinem Einsatz für dich kannst du es dir schon bald am großen Schreibtisch bequem machen.«

»Willst du mir jetzt endlich sagen, worum es geht, oder soll ich das telepathisch herausfinden?« Mit der Dose in der Hand fläze ich mich aufs Bett.

»Ben, die Geduld in Person, wie immer. Na, dann hör dir mal folgendes Gerücht an ...«

Als er geendet hat, sitze ich hellwach und kerzengerade auf der Bettkante, die Dose noch immer ungeöffnet in meiner Hand. Wenn an dieser Sache tatsächlich etwas dran sein sollte ...

»Und?«, hakt Markus nach.

»Ich lege sofort los!«

»Prima. Ich habe nichts anderes von dir erwartet.« Er



klingt sehr zufrieden mit sich. »Sieh aber zu, dass du vorher nüchtern wirst.«

Ich räuspere mich, starre auf den Inhalt meiner Hand. »Woher willst du wissen, ob ich getrunken habe?«

»Intuition.«

Ich kann ihn förmlich vor mir sehen, wie er die Augen verdreht.

Dann ergänzt er: »Den Namen der Blondine neben dir weißt du wenigstens noch.«

Ich verziehe das Gesicht. Nichts hasse ich mehr, als vorhersehbar zu sein. »Zu deiner Information: Sie hat braune Haare, und ich kenne ihren Namen sehr wohl!« Damit lege ich auf und öffne meinen Internetbrowser. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Recherche ist angesagt. Dann jedoch halte ich inne und stoße die junge Frau neben mir – leider hat sie tatsächlich blonde Haare – mit der Hand an. »He!«

»Hm?« Schlaftrunken blinzelt sie mich an.

»Heißt du Daniela?«

»Wer ist Daniela?«

Mist.

*Juni 2018*

*Clara*

Angespannt lasse ich meinen Blick durch das von fröhlichem Stimmengewirr erfüllte Lokal schweifen. Mit Sekt



oder O-Saft in der Hand stehen und sitzen die Menschen in Grüppchen, unterhalten sich, lachen und bestaunen die wundervollen Bilder, die anlässlich von Mias Vernissage die Wände meines Cafés zieren.

Plötzlich legt sich eine Hand auf meinen Arm, und ich fahre erschrocken zusammen, doch es ist nur Sophie, deren braune Augen mich erstaunt mustern.

»Du bist aber ganz schön nervös«, stellt sie fest.

»Ich mache mir einfach Sorgen, ob alles glatt verläuft.« Das ist natürlich eine Lüge, doch was hätte ich sonst sagen sollen? Dass ich schon den ganzen Tag ein heftiges Kribbeln im Nacken verspüre? Und dass dies nichts Gutes zu bedeuten hat? Dass ich regelrecht Angst vor dem habe, was heute noch geschehen wird? Denn *dass* etwas geschehen wird, befürchte ich nicht nur. Ich weiß es!

Ich kann mir Sophies Gesichtsausdruck bildlich vorstellen, also behalte ich das alles lieber für mich.

»Sorgen?«, wiederholt Noel, Sophies Freund, der hinzutreten ist und sie liebevoll an sich zieht. »Clara, das Café ist brechend voll, und alle sind gut drauf, vor allem die Journalisten. Jana hat das alte Ding in eine absolute Wohlfühlloase verwandelt, Anton hätte in der Küche glatt einen Michelin-Stern verdient und Annas Kunstwerke sind das Sahnehäubchen. Selbst das Wetter spielt mit. Besser könnte deine Wiedereröffnung gar nicht laufen!«

»Ja natürlich, ihr habt recht.« Ich bemühe mich um ein Lächeln, doch vermutlich kommt es wenig überzeugend rüber, denn Sophies Miene wirkt skeptisch.

»Du weißt doch«, sagt sie, »in deinem Gesicht kann man nicht nur lesen wie in einem offenen Buch, sondern sich gleich einen ganzen Film ansehen! Also, was ist los?«

»Ich überlege, ganz aus dem Café auszusteigen.« Das ist die Wahrheit, allerdings nicht der Grund für meine Besorgnis.

Sophie starrt mich entgeistert an. »Nachdem du so lange darum gekämpft hast?«

»Ich werde hier einfach nicht mehr gebraucht«, entgegne ich mit einem Schulterzucken. »Jana schmeißt den Laden super ohne mich.«

»Aber das ... das ist doch ... so ein Quatsch!« Sie fasst sich wieder. »Lass uns später darüber reden, ja?«

Ich nicke geistesabwesend, denn die Entscheidung, aufzuhören, ist für mich schon längst gefallen und hat mich mit einer gewissen Ruhe erfüllt. Aber sie ist definitiv nicht der Grund für das Kribbeln in meinem Nacken. Doch dieses Gefühl der Bedrohung ist nun einmal da. Und es ist von der gleichen Art, wie ich es erst dreimal in meinem Leben verspürt habe. Das letzte Mal am Morgen vor meinem Autounfall. Das zweite Mal am Morgen, bevor Sophie mir sagte, sie würde fortgehen und nach ihren Wurzeln suchen. Und das erste Mal, als ...

Ich schüttle heftig den Kopf, will die Gedanken vertreiben, sie zurück in ihre Kiste sperren, die schon so lange mit Brettern vernagelt tief in meinem Inneren verstaubt.

»Kennst du diese Frau dahinten?«, durchdringt Sophies Stimme meine Bemühungen, dann erst realisiere ich, dass sie mit Noel spricht.

»Bestimmt eine meiner Verflorenen«, flachst er. »Ich muss mal in meinem Adressbuch nachsehen.«

»Sie scheint aber keine guten Erinnerungen an eure gemeinsame Zeit zu haben, so seltsam, wie sie rübergestarrt hat«, gibt Sophie belustigt zurück und stößt ihm spielerisch den Ellbogen in die Rippen.

Das Kribbeln in meinem Nacken wird stärker. »Welche Frau?«

»Na, die da drüben, die – oje! Gerade war sie noch da. Sie hat die ganze Zeit zu uns gesehen und wirkte total nervös.«

»Vermutlich hat sie Angst, keinen Kuchen mehr abzukriegen – so voll, wie es hier ist«, beschwichtigt Noel grinsend. »Jetzt sollten wir aber lieber Anna beistehen. *Die* ist nämlich tatsächlich total nervös.«

»Gute Idee, leistet ihr mal etwas moralischen Beistand«, sage ich und atme tief durch, um mich zu beruhigen, während Noel und Sophie Hand in Hand weiter zur Theke schlendern, wo Anna gerade einem Journalisten ein Interview gibt. Neben ihr steht Oliver mit der zweijährigen Liana auf dem Arm und platzt beinahe vor Stolz auf seine Frau. Und dazu hat er auch allen Grund. Anna ist eine begnadete Künstlerin, ihre Bilder sind wahre Farbexplosionen.

Auf manchen ist das Geschehen mehr zu erahnen als wirklich zu erkennen, andere sind gestochen scharf. Atemberaubende Eindrücke endloser Plantagen mit Granatapfelbäumen voll rubinroter Früchte. Das türkisblaue Wasser des Sewansees. Kinder, die im warmen Schatten verschlungener Gassen verstecken spielen. Eine Handvoll alter Frauen und Männer in armenischer Tracht und mit breitem, zahnlosem Lachen in den runzligen Gesichtern. Ich höre förmlich das Kichern der Kinder, rieche den Duft der Aprikosen, meine, die warme Sonne auf der Haut zu spüren und den Wind, der die Blätter der Bäume am Seeufer rauschen lässt.

Impressionen einer anderen Welt. Einer Welt, die mir



fremd ist. Und die dennoch Erinnerungen in mir wachruft. Erinnerungen an ein anderes Land, einen anderen Sommer, ein anderes Leben ... und an feurige braune Augen voll Leidenschaft und Liebe.

Mit einem Mal habe ich das Gefühl, hier drin zu erstickten. Frische Luft! Ich brauche frische Luft!

Ich wende mich abrupt um und schiebe mich durch die Menge, versuche, den Bildern in meinem Kopf zu entkommen, dem Schmerz in meinem Herzen. Warum heute? Warum jetzt?

Immer wieder halten mich Stammgäste an, beglückwünschen mich zur gelungenen Wiedereröffnung. Ich bin zu kaum mehr in der Lage als zu einem verkrampften Lächeln, ignoriere die irritierten Blicke und kämpfe mich weiter nach draußen. Endlich erreiche ich die offene Flügeltür zum Innenhof, schließe die Augen, atme tief ein und aus, spüre, wie sich mein Herzschlag langsam wieder beruhigt.

Im nächsten Moment vernehme ich Janas Stimme, die vor Begeisterung vibrierend verkündet: »Das waren einige Wochen wirklich harter Arbeit! Fast hätten wir den Wintergarten nicht rechtzeitig fertig bekommen.«

Ich öffne die Augen wieder.

Jana ist, in Begleitung einiger Gäste, ebenfalls in den Innenhof getreten. »Und Sie können sich nicht vorstellen«, fährt sie fort, »was wir für einen Ärger mit dem Glaser hatten. Der hat allen Ernstes Milchglasscheiben geliefert. Man hätte gar nicht nach draußen sehen können.« Janas Gesicht ist vor Aufregung gerötet. Dann entdeckt sie mich. »Und die Sache mit der falschen Farbe der Balken, nicht wahr, Clara? Aber Anton hat die letzten



Nächte durchgearbeitet und alles neu gestrichen, das Ergebnis ist doch unfassbar schön geworden!«

Ich nicke geistesabwesend.

Jana sagt noch etwas, doch ich kann ihr nicht folgen, denn aus dem Augenwinkel habe ich einen Lichtreflex wahrgenommen. Langsam wende ich mich danach um. Ein mit Kristallen besetzter Armreif, der im Sonnenlicht aufblitzt. Und plötzlich fühle ich mich an einen anderen Ort versetzt, weit entfernt und Jahrzehnte zuvor. Auch da habe ich aus dem Augenwinkel diesen Lichtreflex wahrgenommen und mich danach umgewandt. Auch da funkelte ein Armreif im Sonnenlicht. Daneben lag ein lebloser Körper, und dann brach das Chaos über uns herein.

Meine Kehle wird eng, das Atmen fällt mir schwer. Ich hebe den Blick zur Trägerin des Armreifs. Sie ist jung, vielleicht Mitte zwanzig, mit dunklem Teint, dunkelbraunen Locken mit rötlichem Schimmer, schokoladenbraunen Augen. Und sie starrt mich an.

Plötzlich meine ich, wie aus weiter Ferne die Klänge eines Tangos zu vernehmen. *Libertango*. Eine fast verblasste Erinnerung.

Langsam kommt die Frau auf mich zu. Das Kribbeln in meinem Nacken wird übermächtig, mein Puls rast, das Blut rauscht in meinen Ohren.

»Clara?«, dringt Janas Stimme dumpf zu mir hindurch. »Ist alles in Ordnung?«

Ich vermag es nicht, mich zu ihr umzudrehen, mein Blick hängt wie gebannt an der jungen Frau; ich spüre, wie ich mich verkrampfe, mich innerlich wappne.

Eine Armlänge von mir entfernt bleibt die Fremde stehen. »Clara Wegener?«, flüstert sie.

Ich nicke leicht.

»Kennen Sie einen Nino Barrionuevo?«

Ich spüre, wie mir das Blut aus dem Gesicht weicht, der Tango in meinem Kopf lauter wird.

»Mama?«, dringt Sophias besorgte Stimme durch die Musik zu mir hindurch. »Geht es dir nicht gut?«

Dann fühle ich ihren Arm unter meinem und wie sie mich in Richtung Büro dirigiert, während die Gesichter vor mir zu einer bunten Masse verschwimmen, als seien sie eines von Annas Gemälden.

»Ein Schwächeanfall«, höre ich Sophia besorgten Gästen erklären, dann fällt die Tür ins Schloss, nur um einen Augenblick später wieder aufgerissen zu werden.

»Ich muss zu ihr!« Die Stimme der jungen Frau.

»Wer sind Sie?«, fährt Sophia sie an. »Was wollen Sie von ihr?«

»Ich muss sie etwas fragen.«

»Hat das nicht Zeit? Sie sehen doch, dass es gerade ungünstig ist! Sie ...«

»Es ist wichtig. Ich muss sie nach Nino Barrionuevo fragen.«

Der Tango schwillt zu einem ohrenbetäubenden Crescendo an.

»Nino wer? Wer ist das?«

Bevor die junge Frau antworten kann, flüstere ich: »Er war meine große Liebe.« Ich schlucke. »Und ein Mörder.«

Der letzte Gedanke, der mir durch den Kopf schießt, ehe es schwarz um mich herum wird, ist das Bild eines Blütenblattes. Ein feuerrotes ...

# KAPITEL 1

*Frühjahr 2018 – Deutschland*

*Ben*

... Blütenblatt löst sich von dem Bouquet vor mir und fällt auf meinen Finger, während die Melodie eines Tangos ertönt. Ja, ich meine, es ist ein Tango, der da aus dem Handy der jungen Frau am Tisch nebenan dringt. Sie scrollt ein wenig darauf herum, wechselt zu einer anderen Melodie, bevor sie auch diese wieder beendet und das Handy mit einem Aufseufzen beiseitelegt.

Ich nehme einen Schluck meines Gin Tonic und beobachte sie verstohlen weiter. Sie ist mir so nahe, ich müsste nur den Arm ausstrecken, um sie zu berühren. Den linken Ellbogen hat sie auf dem Tisch aufgestemmt, das Kinn in ihre Hand gestützt. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand malt sie Figuren in die kleine Wasserpflütze, die irgendjemandes Glas auf dem Holztisch vor ihr hinterlassen hat.

Sie gibt sich inzwischen keine Mühe mehr, ihr Gähnen hinter ihrer Hand zu verstecken, wie das vorhin noch der Fall war. An dem Gespräch der vier Typen an ihrem Tisch

hat sie sich schon seit einer geschlagenen Stunde kaum beteiligt. Das wundert mich nicht, denn deren Protzerei darüber, wessen letzter Wochenendtrip exklusiver und teurer gewesen ist, langweilt tatsächlich unendlich.

Sie tragen zum Teil Anzug, zum Teil Jeans und Shirt, scheinen aber die Liebe zu riesigen und vor allem teuren Armbanduhren zu teilen. Der Typ, der unmittelbar neben dem Mädchen sitzt, hat sich gerade eben selbst einen weiteren Drink von der Bar geholt, da ihm, wie er verärgert und lauthals verkündete, die Kellnerin zu langsam war. Sein dunkles Haar ist zurückgeegelt, er trägt cremefarbene Jeans, ein Poloshirt von derselben Farbe und hat sich – vermutlich reagiert er allergisch auf andere Farben – auch noch einen cremefarbenen Pullover um die Schultern geschlungen.

Die Frau selbst ist etwas zu klein für meinen Geschmack und hat weder eine umwerfende Figur noch Angelina-Jolie-mäßige Lippen. Auch trägt sie kein tief ausgeschnittenes Top oder auffällig viel Schmuck. Genau genommen trägt sie weder Schmuck noch Make-up. Und doch fällt sie auf. Mir zumindest.

Ihr dunkelbraunes Haar leuchtet auf im Takt, den der Clubbeat vorgibt und der sich auf die bunten Strahler an der Decke überträgt. Es fällt in großen Locken nach vorn und schirmt ihr Gesicht wie ein Vorhang beidseitig vor Blicken ab. Das ist unheimlich schade, denn ihr Gesicht ist mehr als nur hübsch, es ist besonders.

Als sie den Kopf hebt und wie schon einige Male zuvor gedankenverloren an mir vorbeisieht, halte ich den Atem an. Große Augen, die im flackernden Licht schwarz funkeln, mit langen dunklen Wimpern, zarte Züge, sanft



geschwungene Lippen, auffällige Sommersprossen, die so gar nicht zu ihrem stolzen, spanisch anmutenden Äußeren passen und ihm eine besondere Note verleihen. Doch vor allem: Es liegt eine ungeheure Verletzlichkeit darin. Während sie geistesabwesend wieder die Tischplatte anstarrt, strahlen ihre Züge eine Traurigkeit aus, die es mir unmöglich macht, meinen Blick von ihr zu nehmen. Vielleicht, weil sie meine eigene Betrübtheit widerspiegelt.

Plötzlich richtet sie sich auf und wendet sich dem Pull-overträger zu. »Wir sollten wirklich gehen.«

Das hat sie, so oder ähnlich, bereits mehrfach geäußert in der letzten Dreiviertelstunde, doch der Angesprochene hat es immer mit einem lapidaren »Ja, gleich« vom Tisch gewischt. Dieses Mal hingegen reagiert er überhaupt nicht, ist völlig in die von lebhaftem Gelächter untermalte Unterhaltung mit den anderen drei Typen vertieft.

»Ich bin tierisch müde«, sagt sie nun deutlich lauter, doch selbst in dem Moment, als sie ihm die Hand auf den Arm legt, reagiert er nicht. »Tristan!«, ruft sie schließlich, und ich kann mir das Lachen über diesen Namen gerade noch verkneifen. »Ich muss nach Hause!«

»Jetzt schon?« Erstaunt dreht er sich zu ihr.

»Was heißt hier jetzt schon? Mein Tag hat um fünf in der Früh begonnen, und nun ist es halb eins.« Nach einer Pause setzt sie hinzu: »In der Nacht, falls du es noch nicht gemerkt hast.«

Die anderen an ihrem Tisch grölen, woraufhin sich die Wangen dieses Tristans fleckig rot färben.

»Jetzt sei doch keine Mimose«, erwidert er verärgert, »die Stimmung ist gerade richtig klasse.« Er greift zu seinem Drink.



»Mag sein, aber ich muss in ein paar Stunden schon wieder aufstehen. Also?«

Tristan verzieht das Gesicht.

»Frauchen ruft«, witzelt einer der anderen.

Augenblicklich versteift sich der Kerl und sagt an das Mädchen gewandt: »In einer halben Stunde.«

Sie schüttelt den Kopf und greift nach ihrer Handtasche. »Gute Nacht.«

»Hopp, hopp, Tristan, jetzt aber dalli!«, feixt ein anderer aus der Runde.

Sie bedenkt ihn mit einem giftigen Blick, schlüpft in ihre Jacke und schiebt sich durch die Menge Richtung Ausgang.

Tristan flucht, kaut einen Moment lang verärgert auf seiner Wange herum, dann kippt er den letzten Rest seines Drinks in sich hinein, steht auf und greift nach seiner Jacke. »Sorry, Jungs.«

Unschlüssig fahre ich mir mit der Hand übers Kinn, während ich den beiden hinterherblicke. Dann ziehe ich das Foto aus der Innentasche, betrachte es nachdenklich. Es ist schon ganz zerknittert, an einer Stelle sogar eingerissen. Als ich es wieder wegpacke, ist meine Entscheidung gefallen.

*Isa*

Ich drücke die Tür auf, trete in die milde Nacht hinaus. Nach der stickigen Hitze des Clubs kommt es einem Sprung in einen erfrischenden Pool gleich, und ich atme tief die nach Apfelblüten duftende Luft ein. Doch kaum



habe ich die Reihe der auf ihren Einlass wartenden Clubbesucher passiert, fühle ich mich am Arm gepackt und zurückgezerrt.

»Bist du verrückt geworden, mich so zu blamieren?«, fährt mich Tristan an. Etliche der Männer und Frauen in der Warteschlange sehen neugierig zu uns herüber.

»Lass das! Du tust mir weh!«

Seine Finger bohren sich noch fester in meinen Arm. Ich entreiße mich seinem Griff aufgebracht und stolpere von den Menschen fort. Leider hat er mich schon im nächsten Moment wieder eingeholt.

»Weißt du überhaupt, wer diese Jungs sind?«

Sein Atem riecht nach den Wodka-Martinis, von denen er deutlich mehr hatte, als gut für ihn ist. Ich kenne diese Vorzeichen, doch ich kann heute Abend keine Rücksicht darauf nehmen. Dafür bin ich zu müde. »Arrogante und selbstverliebte Wichtigtuer«, beantworte ich daher seine Frage und schiebe mich an einer aufgedonnerten Schwarzhaarigen vorbei in Richtung Parkplatz.

Tristan schnauft. »Der Vater von Mark ist ein Finanz-Guru, der Onkel von Tobias hat eine riesige Steuer-Kanzlei und Hanno wird mal die Firma seines Großvaters erben.«

»Das erklärt einiges«, gebe ich zurück, doch mein Sarkasmus prallt völlig an Tristan ab.

»Ja«, sagt er. »Vor allem, weil mir solche Kontakte eine Menge bringen. Also, was sollte das eben?«

»Du hast gesagt, wir würden ausgehen, weil heute unser Jahrestag ist. Du hast versprochen, mit mir ins *Tango del Mar* zu gehen. Schon seit einer Ewigkeit hast du mir versprochen, endlich mal mit mir Tango zu tanzen. Nur deshalb habe ich mich nach diesem echt anstrengenden

Tag noch dazu aufgerafft, überhaupt mitzukommen. Stattdessen sind wir in diesem blöden Club gelandet, du hast die letzten zwei Stunden keine fünf Worte mit mir gewechselt und dich nur mit diesen Angebern befasst.« Grimmig stapfe ich zu Tristans Wagen, der zum Glück nur wenige Meter vom Clubeingang entfernt steht.

»Hey, du tust ja grad so, als hätte ich das geplant! Ich konnte doch nicht wissen, dass wir sie hier treffen«, gibt er aufgebracht zurück und kramt im Schein einer Straßenlaterne in seiner Jackentasche.

»Gib mir die Schlüssel«, sage ich und halte meine offene Hand hin. »In deinem Zustand kannst du nicht ans Steuer.«

»Ausgehen können wir jeden Abend«, fährt er fort, als habe er mich nicht gehört, sperrt den Wagen auf und öffnet die Fahrertür, »aber solche Gelegenheiten wie diese hier ergeben sich nicht ständig. Was meinst du, wie wichtig solche Kontakte für die Karriere sind?«

»Als ob du plötzlich Staranwalt bist, nur weil du mit ein paar aufgeblasenen Möchtegern-VIPs einen hebst«, sage ich und will mich kurzerhand an ihm vorbeidrücken und an seiner Stelle auf den Fahrersitz sinken lassen. Unglücklicherweise rutscht mir dabei die Tasche vom Arm und ihr Inhalt verteilt sich im Fußraum. Na prima, der Abend war ja noch nicht mies genug! Entnervt bücke ich mich und fische mein Zeug unter dem Sitz hervor. Meine Laune sinkt auf den absoluten Tiefpunkt.

»Ich dachte wirklich, du hättest mehr Unternehmergeist von deinem Vater mitbekommen!«, giftet Tristan aufgebracht weiter. »Aber vermutlich ist ein bisschen Engagement zu viel verlangt von jemandem, der weiß, dass

er den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen kann und am Ende trotzdem einen Haufen Geld kriegen wird!«

Ich erstarre und mir wird klar, dass ich mich gerade eben geirrt habe. *Jetzt* ist meine Laune am absoluten Tiefpunkt angekommen! Klar, er hat zu viel getrunken, aber trotzdem ist das keine Entschuldigung! Dennoch: Ihn daran zu erinnern, dass ich noch nie jemand war, der auf der faulen Haut liegt, dazu habe ich zu viel Selbstachtung.

Wütend fege ich den letzten Kleinkram in meine Tasche zurück, richte mich auf, drehe mich um und gehe.

»He, was ...? Isa! Was tust du da? Wo willst du hin?«

»Nach Hause.«

»Zu Fuß?!«

»Ich rufe mir ein Taxi.«

»Ach, willst du jetzt beleidigt sein? Ausgerechnet du? Wenn hier einer angepisst sein darf, dann ja wohl ich!«

Ich reagiere nicht.

»Ach zum Teufel! Bitte schön, wie du willst. Dann geh doch!«

Hinter mir höre ich die Autotür mit Wucht ins Schloss fallen, halte einen Augenblick aus Sorge den Atem an, dass Tristan nun doch selbst fährt, doch kein Motorengeräusch ist zu hören. Ein Blick über die Schulter bestätigt mir, dass er tatsächlich in den Club zurückgegangen ist. Das darf doch wohl nicht wahr sein!

Ich wünsche mir, etwas zum Dagegentreten wäre in meiner Nähe, doch da ist nur ein Laternenpfahl, und ich bezweifle, dass ein gebrochener Zeh dazu beitragen wird, dass es mir emotional besser geht. Es sei denn, Tristans Zeh würde dabei brechen.

Ich schnaufe und laufe schneller, brauche die Bewegung,

um mich abzureagieren. Etliche Querstraßen weiter merke ich, wie ich tatsächlich endlich ruhiger werde. Ich ziehe meine Handtasche nach vorn, den Reißverschluss auf und krame nach meinem Handy. Und krame. Und krame. Ich öffne die Tasche noch weiter, laufe unter die nächste Straßenlaterne und durchwühle in ihrem Licht hektisch jedes Fach, doch von dem Handy fehlt weiter jede Spur.

Verdammt! Es muss noch in Tristans Wagen liegen. Und jetzt? Zurückgehen in diesen dämlichen Club und Tristan vor diesen noch dämlicheren Typen bitten, den Wagen aufzuschließen? Wäre eine Option. Allerdings nicht für mich. Wenn Tristan morgen in der Uni auftaucht, kann ich ihn vielleicht am Parkplatz abpassen und mein Handy aus seinem Wagen holen. Nach Möglichkeit so, dass er gar nicht merkt, dass ich es darin verloren habe. Taxis fahren zuhauf durch die Gegend, da wird es doch möglich sein, ein zufällig vorbeikommendes zu erwischen. Und wenn nicht, nehme ich halt den nächsten Bus.

Ich nicke wie zur Bekräftigung meiner eigenen Worte, laufe weiter.

Bereits am Ende der Straße bereue ich diesen Entschluss. Bilde ich es mir nur ein, oder folgt mir jemand? Ich halte inne. Tatsächlich: leise Schritte. Vorsichtig linse ich über die Schulter, und mein Herz setzt für einen Moment aus. Ein Typ mit schwarzer Lederjacke folgt mir in einiger Entfernung. Das ist sicher nur ein Zufall! Einfach nur irgendein Typ auf dem Heimweg! Trotzdem gehe ich einen Schritt schneller.

Der Mann auch.



Scheiße!

Wieso nur habe ich mich von Tristans dämlichen Kumpels provozieren lassen? Warum nur bin ich nicht ins Auto gestiegen?

Erneut spähe ich hastig über meine Schulter. Die Lederjacke schimmert kurz im Licht der Laterne auf, bevor ihr Träger wieder in den Schatten verschwindet.

Mein Herz schlägt wild, panisch sehe ich mich um – auf der Suche nach Hilfe, doch die Straße vor mir ist menschenleer, die Fenster der umliegenden Häuser sind dunkel, ohnehin umgeben mich größtenteils nur Industriebauwerke. Von irgendwoher dringt zwar leise Musik durch die Straße, doch ich kann ihre Quelle nicht entdecken. Die Schritte hinter mir höre ich trotzdem überdeutlich, sie hätten das Echo meiner eigenen sein können. Sind sie aber nicht.

Meine Hände zittern.

Wie konnte ich nur so blöd sein und darauf bestehen, selbst nach Hause zu gehen? Und wieso, verdammt noch mal, hat Tristan mich nicht aufgehalten? Vor allem aber: Wie nur konnte ich mein Handy in seinem Wagen verlieren?

Ich könnte an einem der wenigen Wohnhäuser halten und Sturm klingen, doch wie lange würde es dauern, bis die Bewohner wach und die Treppe hinuntergestiegen sind? In der Zeit ist der Kerl doch schon längst bei mir!

Was soll ich nur tun? Einfach schreien? Aber wer wird mich hören? Loslaufen? Oder wird ihn das erst recht provozieren?

Dann wird mir bewusst, dass das ›Echo‹ nicht mehr da ist. Ich lausche in die Nacht. Ist er weg? Habe ich ihn

abgehängt? Hat er aufgegeben? Ich bleibe stehen, sehe abermals über die Schulter zurück, drehe mich dann ganz um. Alles leer. Oder bewegt sich dort etwas im Schatten? Nein, doch nicht. Langsam gehe ich rückwärts, behalte die Straße fest im Blick.

Plötzlich spüre ich einen Ruck am Arm, und dann passiert alles irgendwie gleichzeitig: Ich fahre herum, sehe mich einem Kerl gegenüber – mit tief ins Gesicht gezogener Baseballkappe und bis über die Nase hochgeschobenem Schal –, dessen Pranke an meiner Handtasche reißt. Schockiert umklammere ich den Griff der Tasche, stemme mich gegen den Zug, will schreien, doch meine Stimme versagt. Und dann sind da plötzlich wieder diese Schritte, schnell und laut.

»Loslassen, verdammt!«, schreit jemand hinter mir.

Der Baseballkappentyp fährt erschrocken herum, in dem Moment hole ich aus und lege meine ganze Kraft in den Schlag. Mit Erfolg. Meine eigenen Finger jedenfalls fühlen sich an, als wären sie gebrochen.

Ich schreie vor Schmerz auf, der Typ zum Glück ebenfalls.

»Drecksack!« Erneut die Stimme von eben; die hastigen Schritte sind nun sehr viel näher.

Der Kerl vor mir lässt meine Tasche so abrupt los, dass ich rückwärts gegen eine Mülltonne stolpere und zu Boden gehe, während er davonstürzt.

Tränen schießen mir in die Augen, ohne dass ich sagen könnte, ob sie mehr vom Schmerz, vom Schreck oder von der Erleichterung herrühren. »Scheiße«, stöhne ich.

»Eigentlich meinte ich mit ›Loslassen‹ *dich*«, tönt neben mir eine trockene Stimme.

Ich sehe verständnislos auf und in dschungelgrüne



Augen. Vor mir steht der Typ mit der Lederjacke. Ich fahre zusammen, springe hastig auf, muss mich dann aber an der Mülltonne festhalten, weil mir für einen Moment schwarz vor Augen wird.

»Alles okay?«, fragt er, und mir wird bewusst, dass er noch keine Anstalten gemacht hat, mich auszurauben. Im Gegensatz zu dem Kerl, den er soeben verjagt hat. Vielmehr mustert er mich besorgt, und so bleibe ich, wo ich bin. Etwas anderes wäre mir auch nicht möglich gewesen, so wie meine Beine immer noch zittern. Mein Herz schlägt unregelmäßig, mein Atem geht hektisch.

»Dein Mut in allen Ehren«, fährt er fort, und ich verzichte darauf, richtigzustellen, dass ich nicht mutig, sondern schlichtweg zu schockiert gewesen bin, um meine Tasche loszulassen, »aber das war echt das Dümme, was du tun konntest.«

Das bringt mich seltsamerweise zur Besinnung. »Ach ja?!« Nicht unbedingt die schlagfertigste Antwort der Welt, und meine Stimme klingt viel zu hoch, doch ich bin im Moment schon froh, überhaupt einen Ton rauszukriegen.

»Ja!«

Ich nehme ihn genauer in Augenschein. Er ist einen Kopf größer als ich, vermutlich um die dreißig, schlecht rasiert, mit verstrubbelten blonden Haaren, olivgrünem Shirt, schmutziger Jeans und schlammbespritzten Cowboystiefeln. Als er den Kopf schüttelt und der Kragen seiner offenen schwarzen Lederjacke verrutscht, blitzt der Rand eines Tattoos darunter hervor. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es nicht sein einziges ist. Fehlt nur noch, dass er Motorrad fährt. Alles in allem ist er genau der Typ

Mann, von dem fernzuhalten ich mich immer bemüht habe. Andererseits hat sein Auftauchen mich gerettet. Irgendwie.

»Dann hätte ich dem Mistkerl meine Tasche einfach mit 'nem lockeren »Danke schön« überlassen sollen oder was?« Noch immer klingt meine Stimme irgendwie schrill.

»Ganz genau!«, gibt er gelassen zurück. »Nichts ist so wertvoll wie das Leben selbst. Lass nächstes Mal gefälligst die Tasche los und den Kerl damit verschwinden. Was, wenn der ein Messer oder sonst was dabeigeht hätte?«

Bei dieser Vorstellung schießt glühend heiß der Schreck durch meinen Körper, und ich muss tief durchatmen, um die plötzlich aufkommende Panik zu unterdrücken. Erneut greife ich nach der Mülltonne – aus Angst, dass meine wackligen Beine mich nicht tragen.

»Alles in Ordnung?« Er tritt einen Schritt näher, mustert mich und der Schein der Straßenlaterne lässt seine Augen in einem kräftigen Malachitgrün leuchten. Sein besorgter Blick macht es mir plötzlich schwer, mich auf eine sinnvolle Antwort zu konzentrieren. Oder ist noch immer der Schreck der Grund dafür?

»Ehrlich gesagt, das weiß ich nicht«, murmle ich schließlich und bewege vorsichtig die Finger meiner schmerzenden Hand.

»Du hast ihn voll am Kinn erwischt. Respekt.«

»Ja«, gebe ich mit schiefem Lächeln zurück. »Vor allem, wenn man bedenkt, dass ich eigentlich die Nase treffen wollte.«

»Hey, sei nicht zu hart mit dir selbst. Andere in deiner Situation hätten vermutlich eher die Tonne getroffen als



den Kerl. Wenn sie sich überhaupt gewehrt hätten. Bin echt froh, dass mein Instinkt mal wieder recht hatte und ich dir gefolgt bin.«

»Instinkt?«, hake ich verwirrt nach, dann holt der Rest seines Satzes mich ein. »Du bist mir gefolgt?« Ich weiche gute zwei Meter zurück.

Er hebt beschwichtigend die Hände. »Um dich zu beschützen. Ich konnte ja nicht ahnen, dass ...« Ein Schmunzeln huscht über sein Gesicht. »... dass du so schlagkräftig bist. Aber falls ich dir noch einen Tipp geben darf: Wenn du das nächste Mal vorhast, jemandem eine zu verpassen, solltest du den Daumen *aus* der Faust nehmen, sonst riskierst du, dir deine eigenen Finger zu brechen.«

Ich wahre immer noch einen großzügigen Abstand zu dem Kerl, bin mir sicher, dass ich jetzt lieber die Beine in die Hand nehmen und abhauen sollte, doch irgendwie kommt dieser Mensch mir vage bekannt vor und das hält mich an Ort und Stelle. Davon abgesehen, er hätte ja lange genug Gelegenheit gehabt, mir was zu tun, steht aber stattdessen immer noch, wo er die ganze Zeit schon stand, die Hände relaxed in den Hosentaschen.

»Du wolltest mich beschützen?« Skeptisch sehe ich ihn an.

Er nickt. »Ich wollte sichergehen, dass dir nichts passiert, bis du dir ein Taxi genommen hast.« Er sagt das so leichthin, als sei nichts dabei, doch sein Blick fixiert mich auf eine seltsam eindringliche Weise, dass es mir plötzlich schwerfällt, einen klaren Gedanken zu fassen. Dann jedoch schrillen meine Alarmglocken. »Woher weißt du, dass ich ...«

»Na, dein Streit mit diesem Typen vor dem Club war nicht zu überhören.«

Großartig! Peinlicher geht es kaum.

»Wobei ich sagen muss«, fährt er mit plötzlich grimmiger Miene fort, »dass ich keinerlei Verständnis dafür habe, dass dieser Kerl dich einfach allein hat gehen lassen.«

»Es ist schwer, mir etwas auszureden, was ich mir in den Kopf gesetzt habe«, sage ich kühl, schließlich ist es allein mein Recht, sauer auf Tristan zu sein. Dieser seltsame Fremde hat sich da bitte schön rauszuhalten. »Außerdem kann ich sehr gut auf mich selbst aufpassen.«

»Das habe ich gesehen.« Wieder ist da dieses verschmitzte Lächeln.

»Und Tristan weiß das«, verteidige ich selbigen weiter. Mein Gegenüber jedoch fängt an zu lachen.

»Was ist?«, frage ich irritiert.

»Ist das wirklich sein Name? Kein Spitzname?«

»Wieso?«

»Ich frage mich nur, wo er Schild und Lanze versteckt hält. Oder was er sonst so benutzt, um auf Drachenjagd zu gehen. Nee, mal im Ernst: Wer nennt sein Kind heutzutage denn bitte Tristan? Vielleicht heißt er mit zweitem Vornamen auch noch Siegfried?«

»Nein. Ägidius.«

»Du machst Witze.« Mein angesäuertes Gesicht spricht für sich, nichtsdestotrotz grinst der Lederjackentyp mich an. »Ist der Typ etwa dein Freund?«

»Und wenn?«

»Dann hast du einen schlechten Geschmack.«

Ich kneife die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen, sehe mich erneut gezwungen, Tristan zu verteidigen. »Er kommt aus einer sehr traditionellen Familie. Alle in seiner

Familie tragen den Namen des Urgroßvaters als Zweitnamen und haben ...« Ich halte inne. »Aber das geht dich überhaupt nichts an und ... Moment mal!« Plötzlich fällt bei mir der Groschen. »Du hast doch im Club neben uns gegessen!«

Überraschung huscht über sein Gesicht, dann zeichnet sich ein breites Lächeln darin ab. »Ich bin dir also aufgefallen?«

Ich lasse meinen Blick erneut über sein wirres Haar, das schlecht rasierte Gesicht und weiter hinunter über die Lederjacke und das knitterige Shirt bis hin zu den fleckigen Jeans und den schmutzigen Schuhen gleiten. Er sieht aus, als hätte er die Klamotten seit drei Tagen an. Und in ihnen geschlafen. »Nicht im positiven Sinne.«

»Ach, komm schon. Und das bei *dem* Vergleich«, lacht er und wirkt nicht im Mindesten beleidigt. »Ich bitte dich, dein Siegfried trägt cremefarbene Klamotten und einen Pullover über der Schulter.«

»Er heißt Tristan! Und was, bitte, hat sein Pullover damit zu tun?«

»Er sieht aus wie ein Möchtegern-Boris-Becker!«

Aufgebracht schnaufe ich. »Wieso unterhalte ich mich überhaupt mit dir über so was? Ich bin gerade überfallen worden, verdammt noch mal!«

»Und stehst nicht mehr unter Schock, oder?«

»Ich ...« Verwirrt halte ich inne. »Nein. Ich stehe nicht mehr unter Schock.«

»Siehst du.« Er zwinkert mir zu.

Ich kneife misstrauisch die Augen zusammen. »Und das war der einzige Grund, warum du dich über Tristan lustig machst?«



»Klar doch.«

»Ich glaub' dir kein Wort.«

»Das geht den meisten Menschen so«, erwidert er, und die Lachfältchen an seinen Augenwinkeln vertiefen sich.

»Soll ich dich trotzdem heimfahren?«

»Das ist definitiv nicht nötig!«, erwidere ich kühl. »Ich komme schon allein zurecht.«

»Dann frage ich mich, wieso du dir noch immer kein Taxi bestellt oder mit dem Handy Hilfe geholt hast.«

Ah ja, Taxi. Und mein Problem, ohne Handy zu telefonieren. »Bist du Polizist oder was?«, murre ich.

»So ähnlich. Also? Soll ich dich nach Hause fahren?«

»Du meinst ernsthaft, ich würde mit einem wildfremden Typen mitgehen?«

»Na ja, immerhin bin ich der Typ, der dich gerettet hat.«

»Das kann man so oder so sehen«, sage ich und verschränke die Arme vor der Brust. »Immerhin hast du mich verfolgt und mich dadurch erst in Panik versetzt, sodass ich gar nicht auf das geachtet habe, was vor mir passiert. Andernfalls hätte dieser Kerl gar keine Gelegenheit gehabt, mich zu überrumpeln, denn wie gesagt: Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen.«

Belustigt hebt er eine Augenbraue. »Dann kriege ich wohl keinen Kuss als Dankeschön?«

»Kuss?« Empört stemme ich die Hände in die Hüften. »Du spinnst wohl!«

»Na, wir werden ja sehen«, gibt er amüsiert zurück. »Also, soll *ich* dir ein Taxi rufen?«

Ich beiße mir auf die Lippen, will von diesem unverschämten Typen keine Gefälligkeit annehmen. Andererseits habe ich nicht wirklich eine Wahl. Mit einem



Seufzen gebe ich auf. »Das wäre ... ganz hilfreich, ja. Ich habe nämlich mein Handy ... äh ... zu Hause vergessen.«

Tatsächlich hat er seines bereits aus der Hosentasche geholt und eine Nummer eingetippt. Während er mit der Person am anderen Ende der Leitung spricht, ruht sein Blick unentwegt auf mir. Ich merke, wie ich nervös mit den Fingern an den Fransen meiner Tunika herumzupfe, bis ich meine Hände schließlich zu Fäusten balle, um sie ruhig zu stellen.

Schließlich legt er auf. »Hast Glück. Es ist gerade eines vom Club abgefahren, wird gleich hier sein. Willst du direkt nach Hause oder erst bei der Polizei vorbei und Anzeige erstatten?«

Ich schüttle den Kopf. »Morgen. Mal ganz davon abgesehen, dass ich nur weiß, dass er schwarz gekleidet war und eine Baseballmütze trug, ist er ohnehin schon über alle Berge.«

»Wie du meinst. Hast du Geld?«

»Was?« Automatisch krampfen sich meine Hände um meine Tasche.

»Fürs Taxi«, sagt er mit einem Augenrollen.

»Oh. Ah. Natürlich. Ja, habe ich.«

Er nickt und deutet hinter mich. »Da kommt es nämlich schon.«

Tatsächlich erfassen uns nur einen Augenblick später die Lichtkegel des Wagens. Kurz darauf hält er neben uns und der Fahrer lässt die Scheibe herunter. »Haben Sie ein Taxi bestellt?«

Mein Lederjackenträger deutet auf mich. »Die Dame hier müsste heimgebracht werden.«



Der Fahrer nickt mir zu, und plötzlich merke ich, wie mich Müdigkeit und Erschöpfung mit Wucht packen, regelrecht niederdrücken und auf unsicheren Beinen zur Beifahrertür stolpern lassen.

Bevor ich einsteige, halte ich jedoch inne. »Was ich noch sagen wollte ... ähm ... also ... trotz allem ... ähm ... danke.«

»Wofür? Du kannst doch sehr gut selbst auf dich aufpassen«, gibt mein sonderbarer Retter zurück und zwinkert mir wieder zu. »Im Übrigen akzeptiere ich, wie gesagt, nur einen Kuss als Dankeschön.«

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder verärgert sein soll über seine Frechheit, schüttle daher den Kopf, steige ein und ziehe die Tür zu. »In die Bachstraße, bitte.«

Der Taxifahrer nickt und legt schon den ersten Gang ein, als es plötzlich gegen seine Seitenscheibe klopft. Der Fremde bedeutet uns mit Gesten, noch kurz zu warten, kommt um das Auto herum auf meine Seite.

Ich lasse das Fenster herunter.

»Moment noch«, sagt er, zieht sein Portemonnaie aus der Hosentasche, zaubert einen Bleistiftstummel sowie einen Kassenbon daraus hervor, kritzelt etwas auf dessen Rückseite. Dann reicht er mir das Papierchen. »Ben« steht dort. Außerdem eine Handynummer.

»Bei der Polizei werden sie bestimmt meine Zeugenaussage haben wollen«, erklärt er.

Seltsamerweise enttäuscht mich seine Erklärung ein bisschen. »Alles klar«, murmle ich.

»Keine Ursache. Und wie gesagt: beim nächsten Mal den Daumen aus der Faust nehmen.«

Als ich ihn im Rückspiegel kleiner werden sehe, streiche

ich vorsichtig über den Zettel mit seinem Namen, seiner  
Adresse und seiner Telefonnummer.

Was für eine seltsame Begegnung.

Was für ein sonderbarer Zufall ...

## *Frühjahr 1976 – Argentinien*

An Zufälle glaubte sie schon lange nicht mehr. Alles war Schicksal. Jede einzelne Begegnung. Warum also waren ihr, seit sie gelandet war, nur unangenehme Zeitgenossen über den Weg gelaufen? Ging es ihr nicht ohnehin schon schlecht genug?

Sie hatte sich schon öfter dermaßen müde und kaputt gefühlt. Und sie konnte sich daran erinnern, ab und an auch schon mal wahnsinnig hungrig gewesen zu sein. Oder unfassbar durstig. Und staubbedeckt sowieso. Aber sie konnte sich nicht entsinnen, jemals zur gleichen Zeit dermaßen müde, hungrig, durstig und staubbedeckt gewesen zu sein. Ach ja, und durchgeschwitzt. Ihr hellblaues Kleid mit den dreiviertellangen Ärmeln klebte ihr am Leib, als hätte sie darin geduscht. Überhaupt: eine Dusche ...

Beinahe hätte sie beim Gedanken daran aufgestöhnt. Sie spürte den Staub förmlich in allen Poren. Längst schon hätten sie auf der *Estancia* sein und sich die Anstrengung der dreitägigen Reise von der Haut waschen sollen. Stattdessen saßen sie auf diesem Flughafen fest, und obwohl es bereits Abend war, kühlte es einfach nicht ab. Wie sie den Gesprächen der anderen Fluggäste entnommen hatte, hielt eine Hitzewelle, die von Uruguay herübergekommen war, Buenos Aires und Umgebung gefangen. Und zu allem Überflus hatte die Sonne bei ihrer Wanderung das bisschen Schatten, den das kleine

Vordach ihr gespendet hatte, mitgenommen. Ihr Hut war daher alles, was sie vor einem Sonnenstich schützte. Und dem fühlte sie sich langsam wirklich nahe.

Wen auch immer ihr Onkel losgeschickt hatte, um sie vom Flughafen abzuholen – der verdammte Idiot konnte sich warm anziehen! Immerhin saß sie jetzt schon seit einer halben Ewigkeit auf ihren Koffern! Anfangs hatte sie innerhalb des Gebäudes gewartet, während ihr Vater draußen stand und den Fahrer abzupassen versuchte. Nachdem sie allerdings etliche unerwünschte Flirtversuche hatte abwehren müssen – ein schmieriger Kerl sogar mit einem Geldschein vor ihrer Nase herumgewinkt hatte, um ... großer Gott, sie wollte nicht daran denken, wofür er sie gehalten und was er von ihr gewollt hatte – und obendrein die Klimaanlage ausgefallen war, hatte sie es vorgezogen, draußen vor sich hin zu schwitzen.

Doch nun hockte sie auch hier wieder allein herum, denn ihr Vater hatte sich ins Innere des Gebäudes begeben und versuchte, in Erfahrung zu bringen, ob irgendwo vielleicht eine Nachricht von seinem Bruder für sie eingegangen war. Und so langsam machte sie sich ernsthaft Sorgen um ihn.

Ein schwaches Fiepen ertönte unter dem Wagen, der ein paar Meter neben ihr parkte, und sie bückte sich zu der abgemagerten Mischlingshündin hinab, die sich darunter verkrochen hatte und sie aus großen dunklen Augen flehend ansah.

»Es tut mir so leid, aber ich habe wirklich nichts mehr.« Es brach ihr schier das Herz, dem Tier nichts mehr geben zu können. Das Fell war schlammverkrustet und stumpf, stellenweise kahl, sodass die darunterliegenden Narben

zu sehen waren. Die Spitze des linken Ohres war zerfetzt, etliche Zähne fehlten.

Clara hatte die Hündin zum ersten Mal bemerkt, kaum dass sie sich mit ihren Koffern hier hingesetzt und durstig nach der Wasserflasche gegriffen hatte. Ein Fiepen hatte sie irritiert aufsehen lassen. Die Hündin lag am Zaun neben der Straße in der prallen Sonne, gute fünfhundert Meter entfernt, schwach und heftig hechelnd, und ihr Blick klebte an der Wasserflasche in ihrer Hand. Clara hatte sich umgesehen, eine alte sonnengebleichte Plastikschale im Müll am Wegesrand entdeckt, diese gefüllt und vor sich auf den Boden gestellt. Doch obwohl der Hund kurz vorm Verdursten gewesen sein musste, wagte er sich nicht heran, wich sogar zurück, als schließlich sie mit der Schale auf ihn zu kam und sie am Zaun abstellte.

Erst als Clara wieder an ihren Platz zurückgekehrt war, wagte die Hündin sich näher, noch immer vorsichtig, den Schwanz eingezogen, mit zuckenden Ohren und immer wieder zu ihr herüberhuschendem Blick. Binnen Sekunden war die Schale leer, als Clara jedoch aufstand, um sie erneut zu füllen, sprang sie panisch davon. Es brauchte zwei ganze Flaschen Wasser und sämtliche ihrer Brote – jedes ein Stückchen mehr in Claras Nähe abgelegt –, bis das arme Tier sich so nah herantraute, dass es sich unter dem Auto verkriechen konnte.

»Wenn mein Vater kommt, bringt er noch was mit«, versprach sie ihm und hoffte, dass das stimmte, denn auch ihr war inzwischen richtig schlecht vor Hunger und Durst.

Ein alter Wagen rumpelte an ihr vorbei. Auf dessen Ladefläche, wie auf all den anderen, die sie immer mal

wieder passierten, saßen ganze Familien, frei nach dem Motto: Es dürfen so viele mit, wie in oder *auf* das Auto passen. Doch weder dort noch unter den Menschen, die zu Fuß an ihr vorübergingen, war ein bekanntes Gesicht zu entdecken.

Sie seufzte, wischte sich mit der Hand die Schweißperlen von der Stirn. Ihre Gedanken wanderten wieder zur *Estancia* und sie fragte sich, wie es dort inzwischen aussah. Zwei Jahre war sie nun nicht mehr in Argentinien und bei ihrem Onkel gewesen, doch nun hatte ihr Vater beschlossen, hier die Ergebnisse seiner Kirchenforschung als Historiker der letzten Jahre in einem Buch zusammenzufassen. Wo auch sonst? Ein wirkliches, ein dauerhaftes Zuhause, so wie früher in Hamburg, kannte sie seit dem Tod ihrer Mutter nicht mehr. Ihr Vater war wie auf der Flucht vor der Erinnerung an seine große Liebe, stürzte sich in seine Arbeit, nahm jeden Forschungsauftrag an. Hauptsache, er führte ihn möglichst weit weg von dem, was einmal ihr Zuhause gewesen war, und sie, Clara, musste notgedrungen mitkommen. Klar, sie war minderjährig gewesen, inzwischen hingegen war sie zwanzig und mit der Schule fertig geworden – was leider nicht bedeutete, dass sie irgendeine Ahnung davon hatte, wie nun ihre weitere Zukunft aussehen sollte –, aber wenn etwas einem Zuhause nahekam, dann war es tatsächlich die *Estancia* ihres Onkels. Hier hatten sie öfter Weihnachten gefeiert als irgendwo sonst. Dass dies im argentinischen Sommer bei über dreißig Grad und ohne Schnee stattfand, daran gewöhnte sie sich irgendwann. In ihrer Erinnerung verschmolzen all diese argentinischen Sommer zu einem einzigen wundervollen Tag.

Wundervoll, bis auf eine einzige störende Tatsache – und die hieß Nino!

Beim Gedanken an ihn krampfte sich alles in ihr zusammen. Die Demütigung, die er ihr damals zugefügt hatte, war noch lange nicht verdaut. Es gab tatsächlich niemanden, den sie so hasste wie ihn. Und die Vorstellung, ihm möglicherweise erneut zu begegnen, ließ die Vorfreude auf ein Wiedersehen mit ihrem Onkel, der abgesehen von ihrem Vater alles an Familie darstellte, was sie hatte, beträchtlich schrumpfen.

Doch zum Glück war die Wahrscheinlichkeit, Nino auf der *Estancia* anzutreffen, mehr als nur gering, schließlich war die Rinderfarm ihres Onkels so klein, dass er nur wenige Leute beschäftigen konnte. Nino musste jetzt einundzwanzig, vielleicht zweiundzwanzig sein. Sicher war er zu einer der großen *Estancias* gewechselt, vielleicht hatte er sogar schon Frau und Kind, das war auf dem Land hier nicht allzu ungewöhnlich. Ja, vermutlich saß er mit seiner zänkischen Ehefrau und einer dicken Wampe irgendwo in der – im wahrsten Sinne des Wortes – Pampa und hütete ein paar blöde Rindviecher. Ha! Diese Vorstellung gefiel ihr!

Zufrieden ließ sie ihren Blick über den Vorplatz des Flughafens wandern. Am Bauzaun auf der rechten Seite blieb er hängen. Genauer gesagt bei dem Plakat, das daran angebracht war. Die Luft über dem Asphalt flirrte vor Hitze, ließ es scheinbar tanzen. Wirklich in Bewegung geriet es allerdings nur, sobald ein Auto daran vorbeifuhr und der Luftzug es flattern ließ.

„Tango“ verkündete die Überschrift in reißerischen Lettern und feuerroter Farbe. Der Rest des Textes war

zerrissen. Nur einzelne Buchstaben gaben einen Hinweis darauf, dass wohl dereinst noch der Name und die Adresse des Tanzlokals angegeben waren, in dem besagter Tango getanzt wurde.

Auch ein großer Teil des Bildes war zerfetzt, das darauf abgebildete tanzende Paar dennoch deutlich erkennbar. Die Augen geschlossen, die Körper eng aneinandergepresst, schienen die beiden Tänzer mitten in der Bewegung erstarrt, die Gesichter ernst, fast zornig. Das Haar der Frau war schwarz glänzend und zu einem strengen Dutt nach hinten gekämmt, ihr Mund leuchtete ebenso feuerrot wie ihr enges Kleid, ihr Bein umschlang das seine, er presste seine Wange an die ihre. Eine derart geballte Leidenschaft ging von dem Paar aus, dass Clara den Blick nicht abwenden konnte. Unwillkürlich wünschte sie sich, auch einmal in ihrem Leben solch eine glühende und explosive Leidenschaft für etwas – oder jemanden – zu empfinden, doch wenn es so weiterging, konnte sie das mit der Leidenschaft allein schon aufgrund der Tatsache vergessen, dass sie an diesem Flughafen für alle Ewigkeit versauerte.

»Clara.«

Gott sei Dank, ihm war nichts passiert. Über den Platz kam ihr Vater auf sie zu. Trotz der Hitze hatte er die Fliege um seinen Hals nicht gelockert, nur bei dem braunen Sakko hatte er klein beigegeben und es sich über den Unterarm gelegt. In der freien Hand hielt er zwei Wasserflaschen, von denen er ihr eine gab, als er sie erreicht hatte. Die andere klemmte er sich unter den Arm, zog ein Tuch aus seiner Brusttasche und wischte sich erschöpft die Schweißperlen von der Stirn. »Zum Essen habe ich

nichts geholt«, seufzte er. »Die Hitze drinnen ist schier unerträglich, und ich wollte auf die Farm und nicht ins Krankenhaus.«

»Falls das noch in diesem Leben geschieht«, entgegnete Clara düster.

»Ich verstehe nicht, was da los ist. Telefonisch ist einfach niemand zu erreichen. Ich habe vorsichtshalber ein weiteres Telegramm ins Dorf losgeschickt, doch es wird ein paar Stunden dauern, bis das dort ankommt.«

Bei der Aussicht, auch noch die Nacht hier verbringen zu müssen, brach ihr erst recht der Schweiß aus. Sie hob die Wasserflasche an die Lippen, sofort ertönte wieder das Fiepen. Einen Moment später kroch die Hündin unter dem Wagen hervor. »Keine Sorge, ich habe dich nicht vergessen.« Clara holte das Plastikschälchen, füllte es auf und verspürte einen unerwarteten Moment des Glücks, als das Tier nicht erst wartete, bis sie fortgegangen war, sondern in ihrem Beisein trank, sich aber bei jedem vorbeifahrenden Auto eilig wieder unter dem geparkten versteckte. Geduldig füllte Clara das Schälchen immer wieder auf.

Ein Militärjeep fuhr vorüber. Es war nicht der einzige auf dem Gelände. Sie konnte sich nicht erinnern, dass bei ihrem letzten Besuch in Argentinien auch schon so viel Militär am Flughafen gewesen war, doch womöglich irrte sie sich.

»Ehrlich gesagt, Papa, bin ich mir nicht mehr sicher, ob es eine gute Idee war, überhaupt herzukommen.«

»Sehr schön, ganz deiner Meinung«, murmelte er.

Clara sah verwundert über ihre Schulter. Ihr Vater hatte sich auf einen der Koffer gesetzt, sein Notizbuch und einen Kuli aus seiner Sakkotasche gezogen und kritzelte

wild auf das Papier. Offenbar hatte ihn mal wieder ein Geistesblitz getroffen.

Sie seufzte und schüttelte den Kopf. Wenn er in seine Arbeit vertieft war, benötigte es schon Feuer, Hochwasser oder einen einschlagenden Meteoriten, um ihn zu einem Gespräch zu bewegen. Und in letzter Zeit war es noch schlimmer geworden. Das war ein weiterer Grund, warum sie ihn nicht alleinlassen konnte. Er wurde sonderbar. Also noch sonderbarer als ohnehin schon. Der Gedanke, ihn irgendwo langfristig auf sich gestellt zu sehen, machte ihr Sorgen.

Weitere Autos trafen ein, und der Weg zum Eingang des Flughafens bevölkerte sich. Scheinbar stand ein bestimmter Abflug bevor. Aufregung lag in der hitzeffirrenden Luft, Gespräche, hektisch, schnell, Satzketten voller Liebe und Sorge der sich voneinander verabschiedenden Menschen. Doch niemand darunter schien auf der Suche nach ihrem Vater oder ihr zu sein.

Clara spürte ihre rotblonden Locken an ihrem verschwitzten Nacken kleben. Staubbedeckt ringelten sie sich auch in ihr Gesicht, dabei hatte sie es doch vor ihrer Abreise stundenlang geglättet. Zwar kannte sie sich wahrlich nicht mit Mode aus, doch selbst ihr war aufgefallen, dass fast alle jungen Frauen es so trugen. Normalerweise gab sie nicht viel darauf, aber auch wenn die Wahrscheinlichkeit, auf Nino zu treffen, zum Glück wahnsinnig gering war, hatte sie den Drang verspürt, modern, elegant und stilvoll auf der *Estancia* anzukommen. Nur sicherheitshalber. Was ihre Frisur betraf, hatte sich das wohl jetzt erledigt. Und was den Rest von ihr anging, eigentlich auch. Wenigstens hatte ihr Kleid keine Flecken.

Ein rostiger Geländewagen hielt nicht weit entfernt von ihr, und sie reckte sich erwartungsvoll. Wie bei den meisten anderen Autos, so war auch hier die Ladefläche mit Menschen vollgestopft. Mit irgendeiner erkennbaren Form von Straßenverkehrsordnung hatte man es hier offenbar nicht so. Ihren Onkel konnte sie jedoch weder dort noch in der Fahrerkabine entdecken.

Eine junge Frau kletterte jetzt von der Ladefläche, hob nacheinander vier Kinder im Alter von ungefähr zwei bis zehn Jahren herab. »Micha!«, rief sie. »Die Pässe! Vergiss sie nicht!«

Clara riss die Augen auf. Deutsch. Die Frau sprach deutsch. Sie mussten Deutsch-Argentinier sein wie ihre eigene Familie. Gut, von denen gab es Hunderttausende in Argentinien, aber trotzdem ...

»Entschuldigen Sie!«, rief sie und stand von ihrem Koffer auf.

Die Frau sah auf.

»Sind Sie von der *Estancia del Carmen*?«

»Was? Wieso? Nein.«

»Oh, okay. Ich dachte nur ... wissen Sie ... wir warten darauf, abgeholt zu werden.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Kehren Sie lieber um, solange Sie noch können.«

Verwirrt runzelte Clara die Stirn. »Wieso?«

Bevor die Frau zu einer Antwort ansetzen konnte, rief ihr Mann schon ungeduldig nach ihr, und sie scheuchte ihre Kinder dem Angetrauten hinterher zum Eingang.

»Warten Sie!«, rief Clara ihr nach. »Wie meinen Sie das?«

Ein mitleidiger Blick war alles, was sie als Antwort erhielt.



Nachdenklich blickte sie sich um. Und plötzlich nahm sie die Welt um sich herum ganz anders wahr. Die Menschen wirkten gehetzt. Der Ausdruck in ihren Gesichtern reichte von Resignation über Besorgnis bis hin zu Angst. Eine mit Händen zu greifende Unruhe war allgegenwärtig. Wieso war ihr das zuvor nicht aufgefallen?

Trotz der Hitze fröstelte es sie plötzlich.

»Papa!«

Er sah nicht einmal auf.

Sie ging zu ihm hinüber und in die Hocke, bis ihr Gesicht auf seiner Höhe war. Jetzt konnte ihr Vater sie nicht ignorieren. »Hm?« Seine Augen, von der gleichen rauchblauen Farbe wie auch die ihren, richteten sich auf sie.

»Bist du sicher, dass es hier nicht gefährlich für uns ist?«

Er blinzelte ein paarmal, als müsse er sich erst auf ihre Worte besinnen. »Sicher bin ich sicher. Sonst hätte dein Onkel was gesagt.«

Es war sinnlos. Ihr Vater war der weltfremdeste Mensch, den man sich vorstellen konnte. Sie seufzte und erhob sich wieder. Als sie sich erneut der Straße zuwandte, bemerkte sie, dass sich ein weiterer Geländewagen zu den restlichen gesellt hatte, vielleicht weniger rostig, dafür aber sehr viel dreckverkrusteter.

Ein Mann stand davor, mit dem Rücken zu ihr. Und was für einer! Er trug ein schwarzes Hemd mit einem roten, traditionell gebundenen Halstuch, schwarze *bombachas*, diese typischen weiten Reiterhosen der *Gauchos* aus leichtem Stoff, und darüber an den Füßen Stiefel aus dunkelbraunem Leder. In seinem breiten, ebenfalls braunen Ledergürtel, der über und über mit Silbermünzen beschlagen war, steckte hinten das *Facón*, das

*Gaucha*-Messer, und auf dem Kopf mit dem glänzend schwarzen, leicht gelockten Haar saß etwas schräg eine schwarze *boina*, die baskenähnliche Mütze der *Gauchos*.

Etliche der vorbeigehenden Frauen drehten sich nach ihm um. Und das definitiv nicht nur wegen seiner Tracht! Clara selbst sah ihn zwar nur von hinten, doch das reichte schon, um ihr einen heimlichen Seufzer zu entlocken. Er war einen Kopf größer als sie, breitschultrig und durchtrainiert. Das war sogar durch den Stoff des Hemdes hindurch zu erkennen, das über seinen Oberarmen spannte. Er verströmte raue Eleganz und Wildheit. Ein Bild von einem Mann.

Dann drehte er sich um.

Und sie verspürte das akute Bedürfnis, sich in Luft aufzulösen, mit dem Boden zu verschmelzen, zumindest aber hinter einen der Koffer zu springen.

Nicht aufgrund seines Aussehens, das leider auch von vorne atemberaubend war.

Es lag daran, dass Nino vor ihr stand.

Nino mit seinen Glutaugen.

Nino mit seinem blitzend weißen Lächeln, das die Sonne für sie aufgehen ließ.

Nino mit seiner Stimme, die wie warmer Honig klang und die ihr Innerstes zum Tanzen brachte.

Sie wollte sich abwenden, wegsehen, weglaufen, doch sie rührte sich nicht von der Stelle. Wie hypnotisiert starrte sie auf das braun gebrannte Gesicht mit den hohen Wangenknochen. Dunkle Locken fielen ihm wirr unter der *boina* in die Stirn. Erinnerungen fluteten sie. Erinnerungen, die einen direkten Draht zu ihrem Unterleib hatten.

Sie fühlte sich zurückgeworfen in der Zeit, war wieder



sechzehn, heil- und kopflos verliebt in Nino. Den ganzen Morgen schon hatte sie nach ihm gesucht, stand wieder hinter der Scheune, sah ihn vor sich, wie er neben einer großbusigen Schönheit auf dem Zaun der Pferdekoppel saß, lachte und sagte, sie, Clara, sei unerträglich – flach wie eine Tür und anhänglich wie eine Schmeißfliege.

Sie schluckte. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie dermaßen gedemütigt gefühlt. Das Lachen der Schwarzhaarigen hallte ihr noch wochenlang in den Ohren nach. Konnte man es Clara übel nehmen, dass sie ihm in der Folgezeit am liebsten die Augen ausgekratzt hätte? Den Grund dafür hatte sie ihm natürlich nie verraten. Diesen Triumph wollte sie ihm nicht gönnen. So waren sie die restliche Zeit bis zu ihrer Abreise wie Katz und Hund gewesen.

Und nun stand dieser Mistkerl leibhaftig wieder vor ihr. Nach allem, was sie heute schon durchmachen musste, das auch noch! Das durfte doch einfach nicht wahr sein!

Aber sie war keine sechzehn mehr und kein heil- und kopflos verliebter dummer Teenager!

Sie war erwachsen.

Und sie hatte Brüste, verdammt noch mal!

Wenn auch leider keine besonders großen Exemplare.

»Du!«, stammelte sie wütend.

Ihr Gegenüber blinzelte irritiert, blickte sich verwirrt um. Dann schien er zu begreifen, dass tatsächlich er gemeint war, musterte sie erneut, dieses Mal mit gerunzelter Stirn.

Oh mein Gott! Erkannte er sie etwa nicht? Das war ja ... das war ja ... ähm ... sollte sie jetzt gekränkt sein oder erleichtert?



Sie entschied sich für gekränkt, wandte sich ab und stapfte zu ihrem Vater. »Das kann er unmöglich ernst meinen«, schimpfte sie auf Deutsch.

»Hm?«

»Er schickt uns einen dämlichen Bauerntrampel!«, brach es aus ihr heraus. »Kein Wunder, dass der Idiot da fünf Stunden gebraucht hat, um herzufinden. Der weiß doch garantiert nicht mal, wo beim Auto die Kupplung ist! Der hätte auf der *Estancia* bleiben und Rindviecher hüten sollen! Die entsprechen wenigstens seinem geistigen Niveau!«

»Welche Viecher?« Ihr Vater sah verwirrt hoch, und Clara deutete auf den Wagen und Nino.

Kurz durchfuhr sie angesichts dessen wütend funkeln-der Augen der Schreck, und sie rekapitulierte ihre Unterhaltung mit ihrem Vater. Hatte sie auch wirklich deutsch gesprochen? Doch. Hatte sie. Nino konnte sie nicht verstanden haben. Definitiv nicht. Oder?

Ihr Vater brauchte einen Moment, um in die Wirklichkeit zurückzufinden, dann machte sich ein Strahlen auf seinem Gesicht breit. »Nino!«, rief er und sprang auf. »Wie schön, dich zu sehen!«, begrüßte er ihn auf Spanisch.

Na großartig. Nicht mal innerhalb der Familie konnte man auf Rückhalt hoffen. Ihr Vater benahm sich fast, als würde dieser Cowboy-Verschnitt zur Familie gehören!

»Herzlich willkommen in der Heimat«, begrüßte Nino ihren Vater, seine Stimme klang sogar noch wundervoller als in ihrer Erinnerung. Tief und samtig ließ sie ihr Herz für einen Moment aus dem Rhythmus kommen.

Sie wagte einen weiteren Blick in seine Richtung, vorsichtig und aus den Augenwinkeln. Von einer Wampe

fehlte unglücklicherweise jede Spur. Herrje, sie hätte es nicht für möglich gehalten, doch er sah noch besser aus als damals. Um Welten. Seine Augen blickten feurig, sein braun gebranntes Gesicht hatte an Kontur gewonnen, war kantig und verwegen, seine Lippen schienen dafür umso weicher zu sein ...

Sie blinzelte und sammelte sich. »Gibt es eigentlich irgendeine Art von Erklärung dafür«, fuhr sie ihn an, »dass du uns hier fünf Stunden lang hast warten lassen?« Gut, das kam vielleicht unfreundlicher rüber als beabsichtigt, doch sie war müde und gereizt und hungrig und am Ende ihrer Kräfte.

Nino kniff verärgert die Augen zusammen, öffnete den Mund, und für einen Moment hatte sie den Eindruck, er wolle ihr eine Erklärung liefern, doch zu ihrer Überraschung schloss er ihn wieder, zuckte verächtlich mit den Schultern und sagte lapidar: »Zeit ist wie Temperatur – man kann sich danach richten, muss es aber nicht.«

Ihr wäre fast die Kinnlade heruntergefallen. »Das ist alles? Du lässt uns hier fünf Stunden lang in der Sonne schmoren und hast nicht einmal eine anständige Entschuldigung dafür parat?«

Erneut musterte er sie, und sie konnte sich nicht gegen den Sog seines Blickes wehren, dann spiegelte sich Wiedererkennen in seinen Augen. Mehr noch – war es Erstaunen, was da aufflackerte? Erneut glitt sein Blick über sie, und sie musste sich zurückhalten, nicht ihre Brüste vorzustrecken – wie zum Beweis dafür, dass sie welche hatte.

»Clara«, sagte er schließlich und zog eine Augenbraue nach oben. »Ich habe deine charmanten Umgangsformen wirklich vermisst.«



»Ach, tatsächlich?«, erwiderte sie und sah ihn böse an.

»Lass mich überlegen – nein, doch nicht.« Damit ließ er sie stehen und half ihrem Vater dabei, die Koffer auf die Ladefläche zu heben.

Na schön, wenn er meinte, er könnte sie so behandeln, dann lag er definitiv daneben! Er hatte ja keine Ahnung, was sie alles durchmachen musste. »Mag sein, dass ich nicht mehr am Verdursten bin«, fuhr sie ihn an, »aber ich habe Hunger, bin müde, durchgeschwitzt, dreckig, wurde angebaggert, für ein Flittchen gehalten und ...«

»Ein Flittchen?« Er wandte sich um, musterte sie mit spöttisch verzogenen Mundwinkeln erneut von oben bis unten.

Sie hielt inne. »Ja ... äh ... also ... du weißt schon.« Sie wurde rot. In ihrem Ärger war ihr das irgendwie herausgerutscht. Unangenehm deutlich wurde ihr bewusst, dass sie im Gegensatz zu ihm aussehen musste wie etwas, was man am Straßenrand gefunden hatte.

Wütend funkelte sie ihn an, strich sich hastig die zerzausten Locken aus dem verschwitzten Gesicht und versuchte vergeblich, ihr zerknittertes und durchgeschwitztes Kleid in Form zu zerren. So viel zu ihrem Plan, bei einer etwaigen Begegnung umwerfend und elegant rüberzukommen.

Überdies hatte sie plötzlich erneut das Bedürfnis, ihren Busen rauszustrecken, als wäre er der Beweis dafür, dass Nino sich damals abscheulich verhalten hatte. Mühsam kämpfte sie gegen diesen Drang an und versuchte zugleich, ihren roten Faden wiederzufinden.

Nino, unbeeindruckt von ihrem Ärger, wandte erneut sich ihrem Vater zu. »Ihr Bruder hat nichts davon gesagt,

dass auch Ihre Tochter dabei sein würde. Er hat nur gemeint, dass Sie vom Flughafen abgeholt werden müssten.«

»Na, so was! Das muss er vergessen haben.« Ihr Vater rieb sich nachdenklich die Stirn. »Möglicherweise habe ich aber auch vergessen, es im Telegramm zu erwähnen.«

Nino griff nach den nächsten beiden Koffern und trug sie an ihr vorbei zur Ladefläche. »Was für ein Zufall«, murmelte er und warf Clara einen grimmigen Blick zu.

Was sollte das denn heißen? Etwa, dass alle Beteiligten lieber auf sie verzichtet hätten? Clara zog scharf die Luft ein, sparte sich aber einen Kommentar. Den Triumph, dass sie seine Andeutung verstanden hatte, wollte sie ihm nicht gönnen! Aufgebracht sah sie ihm zu, wie er auch die letzten Koffer auf die Ladefläche hievt.

Endlich war der Gehweg leer – bis auf eine Tasche, in der ihr Vater in gebückter Haltung wühlte.

Nino öffnete die Fahrertür, während Clara die der Beifahrerseite aufriss und entgeistert die für drei Personen ausgelegte Bank anstarrte: Sitz und Fußraum waren auf Höhe der Mittelkonsole vollgestopft mit irgendwelchen unförmigen und großen Dingen, die mit einer undurchsichtigen Plastikfolie abgedeckt waren. Mehr als eine Person, sprich ihr Vater, hatte hier definitiv keinen Platz. »Soll ich mich etwa *da* reinquetschen?«

»Wieso nicht?«, lautete Ninos lapidare Gegenfrage.

Ihr Vater, anstatt ihrer Empörung zuzustimmen, klopfte zunehmend hektischer seine Sakkotasche ab und begann den Gehweg nach irgendetwas abzusuchen.

»Wieso nicht?«, wiederholte sie. »Weil dieses Zeug auf die Ladefläche gehört!«

»Das entscheide ja wohl immer noch ich! Zufällig ist

»dieses Zeug« empfindlich und wichtig. Es bleibt, wo es ist. Wenn es dir zu unbequem ist, kannst du ja laufen.«

»Das kannst du vergessen! Eher fahre ich auf der Lade-  
fläche mit.«

Stumm starrte er sie an, sein intensiver Blick ließ sie den Atem anhalten. Endlich nickte er langsam, und sie atmete erleichtert aus. War doch gar nicht so schwer, sich durchzusetzen.

»Viel Spaß dabei!«, sagte er und wandte sich nach vorn.  
»Señor Schmidt, kommen Sie.«

Wie bitte? Na schön, der würde sich noch wundern! Doch zuvor gab es noch etwas Wichtigeres zu tun. Aufgebracht drehte sie sich um und bückte sich. »Komm ... komm zu mir«, lockte sie.

»Was wird das, wenn es fertig ist?«

Sie sah nur für einen Augenblick hoch. Nino hatte die Arme vor der Brust verschränkt, die Augenbraue wieder hochgezogen. Sie wandte sich wortlos ab und fuhr damit fort, in beruhigendem Tonfall auf den Hund einzureden:  
»Zu mir ... na komm.«

»Das ist ein Straßenköter«, sagte Nino trocken.

»Was für eine unglaubliche Beobachtungsgabe der Herr hat«, gab sie zurück.

»Du willst ihn doch wohl nicht mitnehmen!«

»Ein wahrer Sherlock Holmes.«

»Ich sag es noch einmal: Das ist ein Straßenköter.«

»Ja und?«

»Ein Haufen Flöhe, Läuse und etliche andere Dinge, über die ich nicht mal nachdenken will! Von denen gibt es Hunderttausende in Argentinien! Dein Onkel wird mich erschießen, wenn ich den anschleppe.«



Sie ignorierte ihn, lockte den Hund immer weiter zu sich.  
»Señor!«, wandte sich Nino an ihren Vater. »Das kann Ihre Tochter unmöglich ernst meinen.«

Ihr Vater sah kurz auf. »Doch, doch. Sie hat schon immer alles eingesammelt und aufgepäppelt, was ihr vor die Füße gelaufen ist.«

»Hätte es dann nicht auch eine Eidechse getan?«, stöhnte Nino.

»Hast du ein Stück Brot?«

»Was?«

»Ich muss sie zur Ladefläche locken.«

»Jetzt soll ich dem Vieh auch noch mein Essen abtreten?«

Sie nickte ungerührt. »Also? Hast du was?«

Er warf einen ungläubigen Blick von ihr zu dem Hund, der zitternd vor Clara stand und bereit schien, jeden Augenblick davonzurennen, presste die Lippen zusammen, warf dann resigniert die Arme nach oben und stapfte zum Wagen. »Ich fass es nicht, dass ich das tue!« Von irgendwo unter der Plane der Rückbank fischte er etwas hervor und warf es ihr zu. »Das ist alles, was ich habe. Es war als mein Abendbrot gedacht!«

Eine Salamistange.

Die Ohren der Hündin stellten sich auf, neugierig legte sie den Kopf schief. Die Furcht vor den Menschen schien vom Duft der Salami für den Augenblick wie weggeweht zu sein.

»Verrückt. Die ist total verrückt.« Grollend ging Nino zur Fahrerseite und stieg ein.

Langsam, Stück für Stück lockte Clara den Hund weiter zur Ladefläche. Er war so auf die Wurst fixiert, dass er sich sogar ohne Gegenwehr von ihr hochheben ließ.

»Fertig?«, tönte es unfreundlich von Nino. »Kannst du dann endlich einsteigen, es ist schon spät.«

»An wem das wohl liegt«, gab sie zurück, ging zur Beifahrtür, knallte sie zu und marschierte wieder zur Ladefläche. Dort setzte sie ihren Fuß auf den vor Dreck starrenden Hinterreifen des Wagens, griff nach der Ladeflächenumrandung, zog sich hoch und schwang sich darüber. Durch das Rückfenster sah sie Ninos verdutztes Gesicht. Offenbar hatte er nicht damit gerechnet, dass sie ernst machen würde.

Jetzt stieg er aus, schüttelte den Kopf. »Meine Güte, dann drück ich das Zeug halt zusammen und mache dir Platz.«

»Nicht nötig.« Hoheitsvoll ließ sie sich zwischen einem Pferdesattel, ein paar modrigen Pferdedecken und einem Stapel Holzplatten auf einem ihrer Koffer nieder. Zu ihren Füßen kauerte sich die Hündin hin.

»Komm schon, das ist doch total unbequem.«

»Nicht so unbequem, wie in deiner Nähe sitzen zu müssen.«

Er kniff die Augen zusammen. »Na schön, wie du willst! Stures Weibsbild!« Aufgebracht stieg er wieder ein, und sie hörte durch das offene Fenster, wie er vor sich hin schimpfte.

»Papa!«, rief Clara. »Jetzt komm doch!«

»Ich habe meinen Kugelschreiber verloren.«

»Die werden auf der Farm schon irgendwas zum Schreiben haben. Komm jetzt endlich!«

»Ja doch, ja«, murmelte dieser, hielt dann aber, als er sie auf der Ladefläche entdeckte, nicht minder verdutzt inne als zuvor Nino.

»Sie hat darauf bestanden«, sagte Nino zur Erklärung und deutet auf sie.

Clara schnaufte bloß abfällig.



Ihr Vater kratzte sich am Kopf, meinte dann achselzuckend: »Sie war schon immer eigenwillig.«

Ninos Gesichtsausdruck war deutlich zu entnehmen, dass er eine weniger beschönigende Umschreibung gewählt hätte, doch er schüttelte nur den Kopf, wandte sich wieder nach vorn und startete den Motor.

Na bitte, dem hatte sie es gezeigt! Zufrieden lehnte Clara sich zurück.

Kurz darauf bereute sie ihre Entscheidung, auf der Ladefläche mitzufahren, allerdings ein wenig. Oder auch ein wenig mehr.

Irgendwie war ihrer Erinnerung nicht nur die hier übliche Belade-Kapazität von Autos entfallen, sondern auch, dass Straßenverkehrsregeln etwas waren, an das man sich halten konnte, aber nicht musste. Und dass ein Fuß aus Blei offenbar Pflicht war.

Immer wieder sah sie am Straßenrand Schreine für Difunta Correa – die Volksheilige der Autofahrer – stehen, geschmückt mit Amuletten, Blumen, ja sogar mit Wasserflaschen. Clara wusste, dass viele Argentinier abergläubisch waren. Allerdings nicht abergläubisch genug, um deshalb auf die guten Seiten des Lebens zu verzichten. Wozu auch? Es gab ja einfachere Wege, konnte man doch stattdessen schnell eine Kerze in der Kirche anzünden oder ein paar Münzen in den Opferstock werfen – das reichte den meisten als günstige Rückversicherung aus, um auch in den nächsten Wochen jegliche Verkehrsregeln missachten zu dürfen.

Als sie an einer Kirche vorbeifuhren, sah sie fast alle entgegenkommenden Autofahrer sich bekreuzigen – ohne den Fuß vom Gaspedal zu nehmen.

Ach, und dass die Straßen aus mehr Löchern denn Asphalt zu bestehen schienen, hatte sie auch vergessen. Sie würde vermutlich in den nächsten Tagen herumlaufen, als sei sie von einem bockenden Pferd abgeworfen worden. Doch auch wenn sie ihren Triumph über diesen unverschämten Nino mit zahlreichen blauen Flecken bezahlen würde, tat er unfassbar gut. Trotzdem war sie froh, als die Besiedlung schon nach wenigen Kilometern dünner wurde und sie schließlich zwar über unebene, aber menschen- und autoleere Straßen rumpelten.

Am Straßenrand gab es nichts als Gras, Bäume und Rinder, und am Horizont versank langsam die Sonne, einer glühenden Orange gleich, deren rötliches Licht die Umgebung fast unwirklich erscheinen ließ.

Der Fahrtwind drohte damit, ihr den Hut vom Kopf zu reißen, deshalb nahm sie ihn ab, ließ den Wind mit ihrem Haar spielen und genoss die Abkühlung.

Schließlich zog sie den Pferdesattel zu sich heran, bettete den Kopf darauf und sah in den Himmel mit seinen zarten pinkfarbenen Zuckerwatte-Streifen, spürte zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in diesem Land, wie sie so etwas wie Friede überkam. Sie lächelte zu dem Greifvogel hinauf, der weit oben seine Kreise zog, spürte, wie sich die Müdigkeit Bahn brach. Das Geschaukel und Geholpere des Wagens und die einschläfernd gleichmäßigen Motorengeräusche taten das ihre und ließen ihre Augenlider schwer werden.

\*\*\*

Benommen blinzelte sie in die zirpende, mondbeschienene Nacht. Was hatte sie geweckt? Wo war sie? Wie spät



war es? Und wieso um alles in der Welt lag sie auf einem Pferdesattel?

Dann war plötzlich alles wieder da – allem voran die Erinnerung an die Wiederbegegnung mit Nino. Sie stöhnte auf und schob die Pferdedecken von sich herunter. Seltsamerweise konnte sie sich nicht daran erinnern, sich damit zugedeckt zu haben. Zu ihren Füßen schlief die Hündin. Der Motor lief, das Auto bewegte sich jedoch nicht. Waren sie etwa schon da? Doch wo war die Farm? Sie konnte nur Felder und Bäume ausmachen.

Gähmend stemmte sie sich auf die Ellbogen, runzelte dann aber die Stirn. Wieso waren die Lichter des Autos ausgeschaltet?

Ihr Vater schlief mit zurückgelegtem Kopf auf seinem Sitz und schnarchte vernehmlich. Der Platz hinter dem Lenkrad war leer. Nino hatte wohl austreten müssen.

Sie wollte sich schon wieder hinlegen, als sie dumpfe Männerstimmen hörte. Sie richtete sich noch etwas weiter auf. Da! Unter einer Baumgruppe glomm eine Zigarette auf. Clara spähte angestrengt in die Dunkelheit und konnte eine Handvoll Gestalten erkennen. Sie stritten mit verhaltenen Stimmen, wirkten aber sichtlich aufgebracht. Immer wieder ermahnte einer von ihnen die anderen mit Gesten, woraufhin es wieder leiser wurde. Sie waren offenbar darum bemüht, kein Aufsehen zu erregen, und gerade das ließ die Versammlung umso bedrohlicher erscheinen.

Clara sank zurück auf die Ladefläche, spähte über die Umrandung. Plötzlich löste sich jemand aus der Gruppe, kam auf das Auto zu, und der Schreck durchfuhr sie, ihr Puls raste. Was sollte sie tun? Vom Wagen springen, in

die Fahrerkabine hechten und losfahren? Das würde sie niemals rechtzeitig schaffen.

Hektisch tastete sie um sich. Hier musste doch irgend etwas sein, was sich zur Verteidigung nutzen ließe. Ein Stock, eine Stange, irgendetwas! Doch da war absolut nichts! Die Holzlatten waren viel zu lang und ineinander verkeilt, als dass sie sie geräuschlos würde hochstemmen können. Die Hündin hob den Kopf, sah sie wie fragend an, gab aber keinen Laut von sich.

Der Mann kam immer näher.

Panisch schlossen sich ihre Finger um den Pferdesattel. Ihr würde nichts anderes übrig bleiben, als ihm den an den Kopf zu werfen, das Ding war zumindest schwer. Schon holte sie tief Luft, als der Näherkommende ein leises, aber wütendes »Idioten!« ausstieß.

Clara hielt inne. Nino?

Erleichterung durchströmte sie, dennoch duckte sie sich hinter die Umrandung zurück. Zum Glück kontrollierte er gar nicht, ob sie noch schlief, stieg direkt ein, schaltete die Autolichter wieder an und fuhr los.

Abermals spähte sie hinter der Umrandung hervor.

Was hatte es mit diesen dunklen Gestalten auf sich? Und warum war er sauer auf sie?

Für einen winzigen Moment, als die Straße eine Kurve beschrieb, streiften die Lichter die Gruppe, und über der Schulter einer der Gestalten blitzte etwas auf: ein Gewehrlauf.